

# Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Henke.

(6. Fortsetzung.)

XIX.

In Mauerberg war seltsame Zeit. Lisa schwamm in einem Meer von Glück, und Prosper brachte jede freie Stunde — also so ziemlich den ganzen Tag und einen großen Teil des Abends — bei ihr zu.

Weber das Brautpaar noch die Baronin, die fast die ganze Zeit über in der Wäschekammer zwischen der Mamfell, zwei Näherinnen, Bergin von Leitwand und Stöhen von Prospekten verbrachte, machten sich viel Sorgen über des grilligen alten Senkenberg unfreundliche Haltung gegen sie.

Er hatte die Verlobung Prosopers mit einer Miene zur Kenntnis genommen, eine Vorstellung der Braut aber verläufig abgelehnt.

„Später vielleicht. Jetzt fühle ich mich nicht wohl genug, neue Bekanntschaften zu machen.“ sagte er.

In der Tat sah er hagere und leidender aus als je zuvor, und Peter Mart fiedte es dem alten Fräulein Renate koffschüttelnd, daß die Lichter in seinen Zimmern jeden Morgen ganz herabgebrannt seien — ein Beweis, daß Herr v. Senkenberg keine Nacht schlief.

„Er ist ein Querkopf und Weiberhasser“, sagte Prosper ärgerlich, „aber dafür können doch wir nichts? Ich wette, wenn er Dich nur einmal sähe, Lisa, er wäre betohlet!“

„Inzwischen aber verliert Du meinwegen wahrscheinlich die Anwartschaft auf Senkenberg!“ versetzte sie fottet. „Wird es Dich nie reuen? Werde ich Dir immer so viel wert sein?“

„Süße kleine Märit! Nicht für jein Herrschaften wie Senkenberg gäbe ich Dich her! Gottlob war ich nie ein Erbschlecker! Und zu leben haben wir ja genug, Erich und ich!“

„Schließlich wirst Du dafür ja auch Herr von Mauerberg“, mischte sich die Baronin, die ganz verliebt in ihren Schwiegersohn war, ein. „An eurem Hochzeitstag im September lasse ich alles auf euch überschreiben und behalte mir nur eine kleine Witwenwohnung im Seitenflügel vor. Ich freue mich kindlich, all den Kram von Berechnungen mit dem Inspektor dann los zu sein!“

Fräulein Renate, die nun fast täglich nach Mauerberg zu ihrer jüngeren Freundin kam, schüttelte dazu aber jedesmal bestürmter den Kopf.

„Bitter ist es doch, daß Joachim so starkpöppig ist! Ich weiß bestimmt, er leidet selbst am meisten darunter, denn er hat Prosper sehr lieb gewonnen, und wir gewöhnten uns beide daran, ihn als zukünftigen Herrn von Senkenberg zu betrachten. Gott weiß, wie es jetzt werden soll!“

„Nun, vielleicht gefallt euch der andere Neffe, dieser Lavandal, doch noch besser als Du denkst!“ beschwichtigte die Baronin. „Schließlich hat er als älterer und, wie Du sagst, mittelalter Mann doch eigentlich den ersten Anspruch!“

Fräulein v. Senkenbergs Gesicht versteinerte plötzlich zu ungewohnter Härte.

„Mir wird er nie gefallen!“ sagte sie kurz, „es genügt, daß er ein Lavandal ist! Sie taugten alle nichts!“ Sie erhob sich und griff nach ihrem Reffil.

„Wann kommt er denn?“ fragte die Baronin.

„Heute nacht! Und nun muß ich wohl heimgehen.“

Am Spätnachmittag, da dieses Gespräch stattgefunden hatte, sah Melitta v. Brantow allein auf einer Bank in der Nähe des Parkeinganges.

Das Brautpaar spielte auf der Terrasse eine Schachpartie, die Baronin war, nachdem Fräulein Renate gegangen, wieder in ihrer geliebten Wäschekammer verschunden, um sich mit der Mamfell über Lisas Ausstattung zu beraten. Ein Thema, das ihr unerschöpflich dünkte und dem sie nie genug Zeit widmen konnte.

Im Park duftete es nach Rosen und Jasmin, ein sanfter Wind strich durch die Lindenallee, in der Melitta saß, und wehte zuweilen einen Regen bürerer Blütenblätter herab.

Sie dachte an Feliz. Der Arme! Während hier des Sommers Pracht verdraufte, mußte er zwischen dumpfen Kerkermauern sitzen und sah vielleicht kaum ein Stückchen blauen Himmels! Ob er sich auch so sehr nach ihr sehnte wie sie sich nach ihm? Ein Glück nur, daß er wußte, sie hielt fest an ihm.

Sie hatte anfangs gedacht, daß es so leicht sein müßte, seine Unschuld zu beweisen. Aber jetzt, da Monat um Monat berging, ohne daß man auch nur einen Schritt weiterkam, stiegen zuweilen düstere Gedanken in Melitta auf.

Wenn es nun nicht gelang? Wenn er verurteilt oder nur aus mangelnden Beweisgründen freigesprochen würde?

Wie schrecklich! Sie erschauerte. Ich — es war ja nicht auswendig! Um von Silas Hempel, der sich seiner anfangs doch mit so viel Eifer und Zudringlichkeit angenommen hatte, seit Wochen kein Lebenszeichen!

Hatte er die Flinte ins Korn geworfen in der letzten Zeit. Erst gestern wieder, wo sie sagte:

„Sie halten ihn alle ausnahmslos für schuldig. Ich glaube, ich bin die einzige, die heimlich noch an seine Unschuld glaubt. Ganz insgeheim, denn Papa würde mir nie gestatten, es auszusprechen. Ach mein armes Kind, ich fürchte — ich fürchte so sehr, Du wirst ihn Dir doch aus dem Kopf schlagen müssen.“

„Nie!“ sagte Melitta in Gedanken an diese Worte ihrer Mutter nun laut und heftig.

Dann schrie sie plötzlich zusammen. Ein kleines, schlaues aussehendes Bauernbüschchen hatte sich zum Partior heringedrückt, sie einen Augenblick zerküßend betrachtet und dann halblaut: „Wst!“ gerufen.

„Wilst Du was?“ fragte sie verwundert, ihn näherwinkend.

„Ja! Sie sind doch Fräulein Mendel?“

„Allerdings!“

„Die Gesellschaftin von die Damens im Schloß da?“

„Ja! Warum denn?“

„Ich soll Ihnen das geben. Ganz heimlich. Und er wartet draußen bei den drei Fichten auf der Landstraße.“

Damit drückte der Junge ihr ein verschimmertes Billet in die Hand und verschwand wie der Blitz.

Sehr verwundert öffnete Melitta das Billet. Aber ihre Züge veränderten sich jäh, als sie die besannene Handschrift Silas Hempels erblidete.

„Kommen Sie, sobald es ohne Aufsehen geschehen kann. Muß Sie unbedingt sprechen.“

Fast jubelnd lief Melitta sofort auf die Landstraße hinaus. Gottlob, er hatte die Flinte nicht ins Korn geworfen! Endlich würde sie etwas Neues hören! Und vielleicht etwas Gutes!

Die drei Fichten standen nur wenige Schritte vom Partior entfernt. Als Melitta sie erreichte, stützte sie erschrocken.

Der Mensch, der dort stand, war ja aber gar nicht Herr Hempel. Enttäuscht wollte sie umkehren.

Aber er trat rasch auf sie zu.

„Stoßen Sie sich nicht an der Bekleidung, ich mußte sie anlegen, um nicht vielleicht doch erkannt zu werden“, sagte er. „Ich bin's schon!“

„Ich hätte Sie im Leben nicht erkannt unter dieser Maske! Wenn stellen Sie denn vor?“

„Das wird von Ihren Mitteilungen abhängen. Sie verstehen doch hoffentlich mit den Bewohnern auf Senkenberg, Ihren nächsten Nachbarn?“

„Sehr sogar! Lisa Lauterbed ist mit Prosper v. Rodenbach verlobt, und dessen Tante, Fräulein v. Senkenberg, ist die beste Freundin der Baronin.“

„Sehr gut! Es gibt also auch eine Tante auf Senkenberg? Die Frau des Besitzers?“

„Nein! Seine Schwester!“

„Und er selbst? Was für einen Eindruck machte er Ihnen?“

„Sozusagen gar keinen, denn ich kenne ihn nicht. Ich glaube, ich sah ihn nur ein- oder zweimal aus der Ferne im Park, wenn wir nach Senkenberg kamen, das alte Fräulein zu besuchen. Er ist ein Sonderling und sehr menschenscheu.“

„Wie sieht er aus?“

„Groß, hager, etwas vornüber gebeugt, mit sehr furchigem Antlitz, soviel ich sehen konnte. Liebenswürdig oder einladend sieht er jedenfalls nicht aus.“

„Nur natürlich!“ nickte Hempel beifriedigt.

„Warum fragen Sie nach ihm?“

„Sie sollen es sogleich erfahren. Nur eine Frage noch: Erwartet man nicht Besuch auf Senkenberg?“

„Allerdings! Einen Neffen, Herrn Feliz v. Lavandal. . . aber ich begreife wirklich nicht. . .“

„Erwarten Sie sich an Ihre Begegnung mit dem angeblichen Dr. Richter in Wien?“

„Sehr gut! Und er war es auch bestimmt, obwohl Sie es mir nicht glauben wollten und behaupteten, er sei tot. Ich habe ein scharfes Gedächtnis für Physiognomien!“

„Sie hatten in der That recht. Nur heißt dieser Herr in Wirklichkeit Feliz v. Lavandal!“

„Lavandal?“ stammelte sie dann schwer atmend, „Lavandal? Was soll das bedeuten? Sie wollen doch nicht behaupten. . .“

„Ich behaupte vorläufig gar nichts, als daß dieser Lavandal eine fabelhafte Ähnlichkeit mit Richter hat, der aller Wahrscheinlichkeit nach die alte Rabl ermordete. Und daß er mir durch seines sicheren Auftretens das durch verdächtig ist!“

„Aber mein Gott — das wäre — welchen Grund könnte er denn dabei gehabt haben?“

„Dies zu ergründen bin ich hier. Ich vermute stark, Onkel und Neffe spielen da unter einer Dede ein furcht-

bares Spiel. . . das noch nicht zu Ende ist!“

„Onkel und Neffe? Sie meinen doch nicht den alten Senkenberg?“

„Jawohl! Oder gibt es noch einen anderen Onkel in der Familie?“

„Meines Wissens nicht! Aber die beiden haben sich Jahre nicht gesehen — kennen einander kaum!“

„Darauf geb ich nicht! Sie sind äußerst schlau und gerieben. Besonders der Alte! Dabei ist er von einer Kaltblütigkeit und Gewissenlosigkeit, die einfach beispiellos dasteht. Mordet einen Menschen und zündet sich zwei Minuten später lächelnd eine Zigarre an! Aber ich muß wohl höchst beim Anfang beginnen, wenn Sie mich verstehen sollen.“

Und er erzählte der gespannt zuhörenden Melitta alles, was er seit seiner Ankunft in Wien erlebt hatte.

„Sie sehen wohl“, schloß er, „in Graz, in Wien bei der Glaser, beim Mord an der Donau: Immer wie ein böser Dämon der hagere, alte Herr mit dem grauen Bart, den Richter, „Onkel“ nannte. Glauben Sie noch, daß mein Verdacht falsch ist?“

Melitta, die anfangs in steigender Erregung zugehört hatte, sentte jetzt mutlos den Kopf.

„Ja! Ich fürchte, Sie befinden sich auf falscher Fährte!“

„Oh! Und eben noch behaupteten Sie sehr bestimmt, es sei doch Richter gewesen, den Sie damals in Wien wiedererkannten!“

„Das behaupte ich noch! Aber entweder war dies damals nicht Ihr Lavandal, oder — es ist eben nur Lavandal ein Schurke. Daß Herr v. Senkenberg beteiligt war, ist schon darum ganz ausgeschlossen, weil er sein Schloß hier, wie ich bestimmt weiß, seit Jahren nicht verlassen hat.“

„Das heißt, man nimmt dies alles gemein an. Sagen Sie nicht, daß er ein menschenfeurer Sonderling sei?“

„Allerdings! Aber. . .“

„Darunter kann man viel verbergen. Gibt es viel Bedienung in Senkenberg?“

„Nein! Der Schloßherr selbst wird nur von einem einzigen Diener bedient. Außerdem gibt es noch einen Kutscher, einen sehr alten Kastellan, einen Reitknecht und zwei Wägen, so viel ich weiß.“

„Der alte Herr mit seinem Diener wohnen wohl auch ein bißchen abseits, nicht wahr? Das stimmt so gut zur Menschenheul!“

„Ja. Sie wohnen ganz allein am Ende des linken Seitenflügels.“

„Sehen Sie! Und wenn der Diener nun im Einverständnis wäre. . .? Vermutlich ist er alt und schon lange in der Familie. Heißt er nicht vielleicht — Witor?“

„Nein, Peter Mart. Und ich sage Ihnen noch einmal: Sie irren sich. Fräulein Renate ist sehr befohrt um ihren Bruder — es ist unmöglich, daß ihr bei ihm auch nur eine Ahnenheit von Tagen entgangen wäre! Und dieser Hempel hat ja vier Wochen als Steinschleifer in Wien gewohnt. Es ist ganz ausgeschlossen. Uebrigens ist Herr v. Senkenberg leidlich. Nach allem, was ich über ihn hörte, ist ihm Kaltblütigkeit am wenigsten zuzutrauen — abgesehen davon, daß, so unliebenswürdig er auch ist, sein Charakter allgemein als von seltener Lauterkeit gerühmt wird.“

Hempel blickte unruhig vor sich hin. War er doch einem Phantom nachgerannt?

„Nun, was gib's denn?“

„Selbstverständlich! Mir liegt daran, dort eher auf der Bildfläche zu erscheinen als Herr v. Lavandal. Er kann dann um so weniger Verdacht schöpfen — falls es ihm in den Sinn käme. Uebrigens will ich nur sonderieren heute.“

So zuversichtlich und froh Melitta den Part verlassen hatte, so mutlos und enttäuscht lehrete sie zurück.

Je länger sie darüber nachdachte, desto absurder schien ihr Hempels Verdacht gegen Lavandal. Welcher Zusammenhang konnte zwischen diesem jungen Lebemann und der armen alten Trösterin in Graz oder der Kistler bestehen?

XX.

Inzwischen bestieg Silas Hempel seinen Wagen, den er ein Stück entfernt hatte warten lassen, und fuhr direkt nach Senkenberg.

Die ersten grauen Abendstunden sentten sich nieder, als er das Schloß erreichte, das in seiner Weitläufigkeit und der köstlichen Stille, die es umgab, doppelt melancholisch wirkte, wenn das belebende Sonnenlicht es verlassen hatte.

Das Hauptportal war geschlossen. Das soll wohl symbolisch wirken? dachte Hempel spöttisch. Man reflektiert nicht auf Besuche! Geniert mich aber nicht.

Er befahl dem Kutscher, in den Wirtschaftshof zu fahren, der seitwärts zwischen Stallgebäuden lag und aus dem man Pfeifen vernahm.

Ein Reitknecht und der alte Senkenberger Kutscher — beide in Hemdärmeln — setzten eben eine altwäterliche Kutse instand, die wohl bestimmt war, den erwarteten Gast vom Bahnhof zu holen.

Hempel trat ziemlich selbstbewußt auf und verlangte, dem Schloßherrn gemeldet zu werden.

Wie er nicht anders erwartete, wurde sein Begehren kurz abgelehnt. Der Herr empfange keine Besuche und dürfe nicht gehört werden.

Dann möge man Herrn Peter Mart rufen.

Auch das ginge nicht an. Es sei schon spät, und Mart habe jetzt oben zu tun.

Aber Silas ließ sich nicht abschüteln. Ganz gemächlich stieg er aus seinem Wagen und setzte sich auf eine Bank an der Stalltür.

„Dann werde ich hier auf Herrn Mart warten. Es handelt sich um eine wichtige Sache und Herr v. Senkenberg würde nachher sehr ärgerlich sein, wenn er nichts von meinem Kommen erfahren hätte.“

Auch das schien nicht den geringsten Eindruck zu machen. Die zwei Leute blickten ihn, während sie ihren Wagen weiter blank rieben, zuweilen nur mit verstohlenem Mißtrauen an.

„Muß 'n Jude sein! Meinst Du nicht, Josef?“ sagte der Kutscher einmal halblaut. „Er redet so tommisch. Gar nicht wie 'n ehrlicher Deutscher!“

„Kann sein“, gab der Reitknecht zur Antwort. „Zudringlich is er genug!“

Nach einer Weile spannte der Kutscher die Pferde ein und fuhr davon. Josef begab sich ins Schloß, ansehend ohne weiter von dem Fremden Notiz zu nehmen. Die Hintertür machte er fürsorglich zu.

Inzwischen wurde es dunkel. Silas fing an sich zu ärgern. Das schien ja wirklich eine nette Wirtschaft hier, und die Leute machten sich am Ende wohl noch einen Spaß aus ihm?

Schon wollte er dreist ins Schloß bringen und kategorisch verlangen, daß man ihm den Kammerdiener endlich rufe, als die Hintertür sich abermals öffnete und ein alter Mann mit einer Laterne in der Hand erschien.

Er hatte ein glattrasiertes grünlches Gesicht, und spähe migntrauisch umher, bis er Hempel erblidete.

„Ah, da sind Sie ja“, sagte er dann ziemlich unfreundlich und von oben herab, „man sagte mir, daß ein Mann mich durchaus sprechen wolle. . . nun, was gib's denn?“

„Entschuldigen Sie, Monsieur“, antwortete Hempel mit ausgesuchter Höflichkeit, „daß ich zu so unpassender Stunde vorstrecke, aber wenn man sich auf der Durchreise befindet. . . ich komme nämlich von Paris und würde, falls ein weiteres Verweilen in dieser Gegend keinen Zweck

für mich hätte, morgen wieder weiterreisen. Mein Name ist Alphonse Rodin, ich bin Sammler und handle zuweilen auch ein wenig mit feinsten erlesenen Stücken, die sonst überhaupt nicht auf den Markt kommen. Natürlich entiere ich derartige Geschäfte ausschließlich mit ernsthaften Sammlern, zu denen, wie man mir mitteile, Ihr Herr gehört. Seine Sammlung kennen zu lernen und ihm vielleicht beifällig zu sein, das eine oder andere fehlende Stück zu erlangen, ist der Zweck meines Kommens.“

Es war interessant zu beobachten, wie sich das Gesicht des Kammerdieners bei diesen Worten veränderte.

Alles Unfreundliche und Hochmütige war wie weggeblasen. Selbst der grämliche Zug um Mund und Nase war nur mehr ein Ausdruck stiller Bekümmertheit.

„Ah, das ist freilich etwas ganz anderes“, sagte er nun ebenfalls sehr höflich. „Verzeihen Sie nur, daß man Sie hier im Wirtschaftshof warten ließ. Unsere Leute sind eben gar nicht an Fremde gewöhnt und haben ganz verlernt, Unterschiede zu machen. Ein Sammler! So, so! Das freut mich sehr. Es wird meinen armen Herrn hoffentlich etwas zusetzen. . . Darf ich Sie bitten, Monsieur Rodin, mir ins Schloß zu folgen? Ich kann sie für heute allerdings nur in meinem Zimmer empfangen.“

„Das tut nichts! Glauben Sie, daß Herr v. Senkenberg mich morgen wird empfangen wollen?“

„Ich hoffe es! Ich hoffe es zu Gott! Es wäre so gut — gerade jetzt — eine Ablenkung — vielleicht hat der liebe Gott es extra so eingerichtet, daß Sie just heute zu uns kommen. . .“

Man war inzwischen in das Schloß getreten, dessen Treppen und Korridore nur spärlich durch Lampen erhellt waren.

Weber Blumen noch Teppiche milderden die einsame Leere des alten Gebäudes, in dem jeder Schritt laut widerhallte.

Peter Mart hatte mehr zu sich selbst als zu seinem Begleiter gesprochen. Jetzt blickte er ihn unzufrieden an.

„Ich komme Ihnen noch wunderlich vor, mein Herr? Sie können 's ja auch nicht verstehen, warum ich froh bin über Ihr Kommen.“

„O doch! Ich denke mir, Sie freuen sich um Ihres Herrn willen.“

„Ja, das ist's auch! Sein Leben ist so arm und traurig. . . kein Mensch kann's begreifen, wie einsam! Wenn er die Freude an dem alten Zeug nicht hätte, ich glaube, er würde längst den Verstand darüber verloren haben.“

Ein wunderliches Gemisch von Teilnahme, Neugier und Enttäuschung erfüllte Silas Hempel.

Trotz Melittas Worten war er mit der Voraussetzung gekommen, in dem Kammerdiener den heuchlerischen Mißthuligen eines raffinierten Verbrechers zu finden, der es irgendwie ermöglicht hatte, die Welt durch ein Doppelleben zu täuschen.

Nun fand er einen treuen, ehrlichen Menschen, der mit Hingebung an seinem Herrn hing und ihn nur belagte um seines traurigen, einsamen Lebens willen.

Heuchelei war bei Peter Mart völlig ausgeschlossen. Dazu war sein nicht gutmütiges als intelligentes Gesicht zu sehr der unbewußte Spiegel jeder inneren Regung.

Aber wenn kein Verbrechen — was stiede denn dann hinter dieser merkwürdigen Abgeschlossenheit?

Hempel hätte gern Fragen gestellt, aber er wagte es nicht, das kaum erlebte Mißtrauen des Dieners wieder zu sehr der unbewußte Spiegel jeder inneren Regung.

Aber wenn kein Verbrechen — was stiede denn dann hinter dieser merkwürdigen Abgeschlossenheit?

Hempel hätte gern Fragen gestellt, aber er wagte es nicht, das kaum erlebte Mißtrauen des Dieners wieder zu sehr der unbewußte Spiegel jeder inneren Regung.

„Ich hoffe es. Freilich hängt alles von seiner Stimmung ab. Die ist heute gerade nicht sehr gut. Aber versuchen möchte ich es doch. . . eben weil ich denke, es bringt ihn auf andere Gedanken.“

Er blieb vor einer Tür stehen, öffnete und zündete rasch eine Lampe in dem ganz dunkeln Raume an. Es war seine eigene Stube.

„Belieben Sie bitte hier einzutreten und zu warten. Ich muß meinem Herrn jetzt das Abendbrot bringen. Dabei will ich veruchen, die Rede auf Sie zu bringen.“

„Werden Sie lange fortbleiben?“

„D nein! Ich habe das Abendbrot nur in das Zimmer zu stellen. Entzieren läßt er nicht.“

„Bewohnt Herr v. Senkenberg denn das ganze große Schloß allein?“ fragte Hempel harmlos.

„Nein! Seine Schwester bewohnt einen Teil des rechten Flügels, und ein Neffe oben im zweiten Stock einige Gastzimmer. Außerdem erwarten wir heute noch einen Besuch.“

„Und doch speist Ihr Herr allein?“

„Er speist immer allein!“

„Wenn Sie Besuch erwarten, dann bin ich wohl doppelt unlegen gekommen? Hätten Sie mir dies doch gleich gesagt!“ tat Hempel über-rascht.

Peter Mart schüttelte den Kopf, und es schien Silas, als zude ein Blitz des Verdresses über sein glattrasiertes Gesicht.

„Unlegen? Im Gegenteil!“ sagte er kurz. „Ich glaube, dieser Besuch wird nicht viel mit meinem Herrn in Berührung kommen.“

Dann verschwand er, nachdem er noch eine Flasche Wein und ein Glas vor Hempel auf den Tisch gestellt um ihn aufgefördert hatte, sich damit die Zeit zu vertreiben.

Der Detektiv war allein.

Wie sonderbar und geheimnisvoll einen hier alles anmutet, dachte er ganz anders, als ich es erwartet, und doch. . .

Eines ist klar: Der Diener freut sich über mein Kommen, weil es ihm gerade jetzt eine willkommene Ablenkung für seinen Herrn zu verheißt scheint.

Ablenkung, aber wovon? Es schien fast, als fürchte er für die nächste Zeit unangenehme Eindrücke. Das könnte nur mit Lavandals Ankunft zusammenhängen.

Auch da steckt ein Räffel dahinter. Der Onkel ladet den Neffen zu sich ein, und der Diener behauptet, dieser Besuch wird nicht viel mit meinem Herrn in Berührung kommen. Was zum Teufel kann das bedeuten?

Er gab es endlich auf, darüber nachzugrübeln, und überlegte, was er morgen dem alten Herrn an Antiquitäten in Aussicht stellen könnte.

Natürlich würde er sagen, daß sein Gepäck noch in Wien lag; dann mußte Freund Blum, eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiet alter Kunstgegenstände, ihm eine kleine Auswahl seltener Stücke zusammenstellen.

Hoffentlich besah er noch die Krügelammlung und die hübschen Hochzeitsbecher, die er ihm kürzlich einmal als Unita gezeigt hatte. Auch eine kostbare Toilettegaritur, die von Maria Antoinette stammen sollte, soviel Hempel sich erinnern konnte, war von Blum aufgeföhbert und erworben worden.

Der Eintritt des Kammerdieners unterbrach seine Gedanken. Peter Martins Gesicht strahlte förmlich, und sein vorhin gebückter Gang war plötzlich elastisch geworden.

„Es ging weit besser, als ich dachte“, stieß er mit so ehrlicher Freude heraus, daß Hempel ihn ganz gerührt betrachtete. „Er will sie sogar heute noch sehen. . . das heißt, wenn es Ihnen nicht zu spät wird.“

„Mit keineswegs! Aber ihm —“

„D, er schläft ja ohnehin fast keine Nacht, und heute schon gewiß nicht! Für ihn wäre es eine angenehme Zerstreuung. Und Sie, Monsieur — wenn Sie erlauben würden, daß ich Ihren Wagen fortstiehe und Ihnen nachher eines der Fremdenzimmer richtete? Ja? Wollen Sie?“

„Mit Vergnügen!“

„Ich danke Ihnen! Sie tun damit mehr ein gutes Werk, als Sie ahnen können! Bitte, kommen Sie nun! Mein Herr erwartet Sie!“

Bewirrt folgte Hempel dem Diener.

Welcher Glückszufall! Das war ja mehr, als er je hätte erwarten können. Jeder Puls in ihm war fröhliche Erwartung, als Peter Mart nun die hohen geschweiften Flügeltüren öffnete, die aus dem Entree in ein mit düsterner Pracht eingerichtete Gemach führten und meldete: „Monsieur Rodin aus Paris!“

XXI.

Der erste Blick, den Hempel auf den ihm entgegenkommenden Schloßherrn warf, belehrte ihn, daß sein Verdacht ein falscher gewesen.

Dieser vom Leben, einem heimlichen Schmerz oder Krankheit vorzeitig gealterte Mann mit dem milden, glanzlosen Blick konnte unmöglich derselbe sein, der während die vier-tellose durchwühlte Wohnung eines Ermordeten verließ und sich lächelnd eine Zigarre anzündete, nachdem er ein Menschenleben zerstört hatte.

Wohl war er hochgewachsen und hager, mit einem von grauem Haar umrahmten furchigen Antlitz. Aber dieses Antlitz trug trotz seiner harten und bitteren Linien so unvertennbar den Stempel strengster Rechtschaffenheit, daß Hempel sofort jeden Verdacht aufgab. Und dann, während Herr v. Senkenberg ihn mit vornehmer Liebenswürdigkeit willkommen hieß und von seinen Sammlungen zu sprechen begann, bemächtigte sich des Detektivs eine wunderliche Unruhe.

„Was hatte er nur schon einen ähnlichen Kopf im Leben gesehen? Und ähnliche Bewegungen? Besonders die eine, den Kopf etwas seitwärts zu rückenwende beim Sprechen?“

Er quälte sich so damit, daß es kaum acht gab auf das, was der alte Herr sprach und sich gewaltsam aus seinen Gedanken reißen mußte, als dieser endlich einen Schrank öffnete, und einen Armleuchter in die Hand nehmend, ihn aufforderte, sich seine Schätze zu befehen.

„(Fortsetzung folgt auf Seite 3.)“